

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 1.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Die wahre Geschichte des Josua Davidsohn.

Für die „Neue Welt“ aus dem Englischen übersezt.

Vorwort.

Ueber das Leben und die Ansichten des Cornischen*) Zimmermanns Josua Davidsohn sind so viele falsche Berichte verbreitet, daß ich es für eine Pflicht halte, welche ich seinem Andenken schulde, die Wahrheit, so wie sie mir bekannt ist, hier niederzuschreiben. Der Welt überlasse ich dann, ihr Urtheil zu fällen, und zu entscheiden zwischen dem, was ich, sein bester Freund, von ihm weiß und dem, was Klatschsucht und seine Feinde fälschlich von ihm aussagten. Da ich weder der hohen Gesellschaftsklasse angehöre, noch ein Gelehrter bin, mache ich keine Ansprüche auf einen gewandten Styl, noch habe ich eine unterhaltende Geschichte zu schreiben versucht. Mein kleines Buch ist mehr eine Aufzeichnung dessen, was Josua sagte und dachte, als dessen, was ihm durch Andere zugefügt wurde; und es hat daher so gut wie kein dramatisches Interesse. Ich habe keine Veranlassung, meinen Namen zu nennen. Die Josua kennen, kennen auch mich sehr genau, und sie mögen mich zur Rede stellen, wenn ich etwas Unwahres erzähle; für die Uebrigen ist es gleichgültig, ich schreibe nur um der Wahrheit willen und aus Liebe. Und hiermit übergebe ich das Andenken meines theuren Freundes dem Wahrspruch aller Edelgesinnten.

1. Kapitel.

Josua Davidsohn, der einzige Sohn eines Dorfszimmermanns, wurde 1835 in dem kleinen Weiler Trevalga, an der Nordküste von Cornwallis, geboren. Seine Eltern waren arme, aber rechtschaffene Leute, die fast ausschließlich für sich lebten und mit ihren Nachbarn wenig verkehrten. Die Leute hielten das für Stolz und sagten, sie dünkten sich mehr als das gemeine Volk, weil sie der herabgekommene Zweig einer alten Familie waren, deren Ursprung von Vielen bis auf König Arthur**) zurück-

geführt wurde. Natürlich war dies nur eine „Arthur-Sage“, die nicht bewiesen werden konnte; um Tingatel herum hat nun einmal Alles mit König Arthur zu thun, selbst die Bergdohlen.*) Josua sprach zuweilen davon, aber nicht aus Hochmuth, von dem er wohl freier war, als irgend ein anderer Mensch; eher aus dem Glauben an erbliche Ueberlieferung; und grade in seinen letzten Jahren hatte er die Idee, daß eine Wiederbelebung des nationalen Ruhms, nationaler Namen und Führer, unter neuen Gesichtspunkten, aber den alten Quellen entstammend, stattfinden würde. Und wenn dem so war, konnte er als Urenkel des Helden, dessen Schloßhof einer seiner ersten Spielplätze gewesen und in dessen Revier er so manche Stunde verträumt, sich nicht auch für Etwas halten? Es war eine unschuldige Träumerei, und man darf ihr nicht mehr Werth beilegen, als sie verdient.

Von Josua's Kindheit ist wenig Bemerkenswerthes zu erzählen. Er war stets ein ruhiges, nachdenkendes Kind und frühe schon auffallend fromm. Seine Eltern stammten von Quäkern**) ab, waren aber nicht strenggläubig; sie nahmen an dem gewöhnlichen Gottesdienst Theil, und diese Thatsache deutet die Art des

dem Volksglauben sollte er nicht todt sein, nur verwandelt: als Rabe durchfliegt er sein Reich, und wird einst wieder seine alte Gestalt annehmen und an der Spitze der Briten die fremden Eroberer aus dem Lande treiben. Der geschichtliche Arthur wurde allmählich der Mittelpunkt eines Sagentheiles, und „König Arthur und seine Tafelrunde“ (die 12 Helden, die er um seine runde Tafel zu versammeln pflegte), beschäftigten, neben dem Sagentheile Karls des Großen und seiner Paladine, jahrhundertlang die Dichtkunst in allen abendländischen Sprachen. Unter den Helden der Tafelrunde sind die berühmtesten: Parcival, Lohengrin, Tristan, Iwein, Wigalois, Lancelot. Das Hauptschloß Arthur's stand zu Caerleon am Ufer in Wales; aber er hatte noch verschiedene andere Schlösser, u. a. bei Tingatel, in der Nähe von Trevalga.

*) Der Schrei der Bergdohlen soll „Artus! Artus!“ (Arthur) lauten.

**) Die Quäker (unseren Herrnhutern und „Frommen im Land“ so ziemlich entsprechend) sind eine strenggläubige Sekte, die sich von der Staatskirche abgelöst hat, und deren Anhänger möglichst bibelgerecht zu leben bemüht sind, was sie, beiläufig bemerkt, jedoch nicht hindert, ihr Schäfchen auch auf dieser läudigen Erde ins Trockne zu bringen.

*) Aus Cornwallis, der Südwestspitze Englands.

**) Arthur, oder Artus, ein albritischer (celtischer) Häuptling, der im gebirgigen Westen (Wales und Cornwallis) Englands hartnäckig gegen die eindringenden Angelsachsen kämpfte. Er soll 542 in einer Familienfehde gefallen sein. Die Mythe bemächtigte sich seiner. Nach

Einflusses an, der zu Josua's Entwicklung in seiner frühesten Jugend beitrug. Als kleiner Knabe schon hatte er einen starken Hang, den Dingen auf den Grund zu gehen, nach dem Warum zu fragen und über Alles, was ihm vorkam, genau nachzudenken und sich zu unterrichten. Den Leuten gefiel das nicht, und der Schullehrer und der Geistliche waren ihm deshalb nicht ganz so gewogen, wie es sonst seinem Fleiß und seinem guten Betragen nach zu erwarten gewesen wäre. Man fand ihn „lästig“ und zerstreut; Einige hielten ihn sogar für eingebildet, was er nie war; allein je ernster er es meinte, desto mehr stieß er an.

Ein Auftritt, der sich an einem Sonntag Nachmittag nach der Katechismuslehre zutrug, war die Ursache, daß Josua von dem Geistlichen nicht mehr mit liebevollen Augen angesehen wurde. Er war damals ungefähr 14 Jahre alt und ein auffallend schöner Knabe. Sein Gesicht glich durch seinen Ausdruck von Reinheit und Vergeistigung dem eines jungen Mädchens. Er war so schön, daß einige vornehme Herren und Damen, die im Pfarrhaus zu Besuch waren und Josua während des Gottesdienstes bemerkten, von ihm sagten, er sehe aus wie ein junger Heiliger. Er selbst hatte keine Ahnung davon, und ich bezweifle sogar, daß er wußte, ob sein Haar schwarz, wie das meinige, oder, wie es wirklich war, von glänzendem Braun, wie reife Nüsse im Sonnenschein.

Nach Beendigung der Katechismuslehre erhob sich Josua, trat in seinem großen Bauernanzuge aus der Reihe seiner Mitschüler hervor und sagte höchst respektvoll zu Herrn Grand*): „Bitte, Herr, darf ich Ihnen einige Fragen vorlegen?“

„Gewiß, mein Junge, was hast du auf dem Herzen?“ antwortete Herr Grand ziemlich kurz. Es schien ihm nicht angenehm zu sein, daß der Knabe ihn so anredete, er konnte ihn aber nicht zurückweisen der Herren und Damen wegen, die bei ihm waren, und besonders wegen des Herrn Freeman,**) eines sehr guten alten Herrn, der von Jedem nur Gutes dachte und Jedem nach seiner Art selig werden ließ.

„Wenn Jesus Christus Gott war,“ sagte Josua, „dann muß doch auch Alles, was er sagte und that, recht sein? Dann kann es keinen besseren Weg als den seinen geben.“

„Gewiß nicht, mein Junge,“ erwiderte Herr Grand, „und was Anderes wurde dir denn dein ganzes Leben lang gelehrt? Was Anderes hast du jetzt in deiner Katechismusstunde gesagt?“

„Und seine Apostel und Schüler zeigten gleichfalls den Weg?“ fragte Josua.

„Und sie zeigten gleichfalls den Weg, und wenn du nur zur Hälfte thust, was sie lehrten, dann thust du wohl, Josua.“

Der Vicar lächelte bei diesen Worten, es war aber, wie Josua's Mutter nachher sagte, ein Lächeln, das nur eine andere Form für einen wohlgezielten Schlag war. Der Knabe schien das nicht zu bemerken.

„Ja, aber, mein Herr, ich denke nicht an mich, sondern an die Welt. Wenn wir Christen sind, warum leben wir nicht als Christen?“

„Ach ja, warum leben wir nicht als Christen!“ sagte Herr Grand. „Die Verberbtheit des menschlichen Herzens ist daran schuld, — die Welt, das Fleisch und der Teufel!“

„Aber, Herr, wenn Sie dies fühlen, warum leben Sie und alle Geistlichen nicht wie die Apostel und geben Alles, was Sie haben, den Armen?“ rief Josua, die Hände faltend, mit Thränen in den Augen und einen Schritt vorwärtstretend.

„Wie können Sie, wenn Sie den Bibelvers lesen: „„Wer alle Güter der Welt hat und sieht seine Brüder und verschließt sein Herz vor ihnen, wie kann die Liebe Gottes in ihm sein““ — wie können Sie in einem schönen Haus wohnen, die reichsten Mahlzeiten haben und es doch geschehen lassen, daß Peggy Bray

in ihrer alten Lehnstube beinahe verhungert? Und ebenso die Wittve Tregellis mit ihren Kindern, die kein Feuer und keine Kleidung für sie hat? Ich kann es nicht begreifen, Herr, Christus war Gott und wir sind Christen, und doch thun wir nicht, wie er befohl, obgleich Sie sagen, daß es eine nie zu vergebende Sünde ist, wenn wir bestreiten, was in der Bibel steht.“

„Und so ist es,“ sagte Herr Grand streng. „Wer hat dir diese schlechten Gedanken in den Kopf gesetzt?“

„Niemand, Herr, ich habe sie aus mir selbst. Michel da draußen in der „Löwenhöhle“ wird ein Ungläubiger genannt, ja er nennt sich selbst so, und Sie predigten letzten Sonntag, daß kein Ungläubiger selig werden könne; der Michel half der Peggy und ihren armen, unglücklichen Kindern, als ihr die Leute vom Waisenfonds die Pension entzogen, weil Peggy, wie Sie selbst ihr sagten, eine schlechte Person sei, und es der Schlechtigkeit Vorschub leisten hiesse, wenn man sie unterstützte. Und er arbeitete früh und spät für die Wittve Peggy und ihre Kinder und theilte Alles mit ihr, was er hatte, so daß er oft für sich selbst Nichts übrig hatte. Ich kann nicht umhin, zu glauben, Herr, daß Christus, der alle Arten von Sünden vergab, auch der Peggy mit ihren Kindern geholfen haben würde, und daß Michel, obgleich ein Ungläubiger, doch so gut ist wie der zweite Sohn in dem Gleichniß, der da des Herrn Willen nicht that, als es ihm befohlen ward, der aber zuletzt doch ging.“

„Und daß ich dem ersten Sohn gleiche,“ unterbrach ihn zornig Herr Grand.

„Nun ja, mein Herr, wenn Sie es so wollen,“ sagte Josua ganz unbefangen, aber mit tiefstem Ernst.

Diese Antwort rief unter den Herren und Damen lebhaftere und verschiedenartige Bewegung hervor; Einige lachten — ganz in sich hinein, weil es in der Kirche war —, Andere verdrehten fromm die Augen und sagten: „Was für ein sonderbarer Junge!“ und flüsterten zusammen; Herr Grand aber war sehr böse und sagte in strengem Tone: „Diese Dinge gehen über das Verständnis eines unwissenden Jungen, wie du einer bist, Josua, und ich rathe dir, erst etwas Demuth und Respekt zu lernen, ehe du dich aufs Fragen und Weltverbessern verlegst. Ich halte das, was du heute gesagt hast, für eine große Unverschämtheit; ich werde es mir merken.“

„Ich wollte nicht unverschämmt sein, Herr,“ sagte Josua eifrig. Ich wünschte nur das Rechte von Ihnen zu hören und zu thun, was Gott befohlen und wozu uns Christus den Weg gezeigt. Und weil Sie unser Seelsorger sind und dies Gottes Haus ist, hielt ich's für's Beste, Sie hier zu fragen. Ich möchte nur die Wahrheit wissen und kann sie nicht finden.“

„Schweige,“ sagte Herr Grand, „Gott hat dir befohlen, deinem Seelsorger, deinen Lehrern und sonst Allen zu gehorchen, unter deren Autorität du gestellt bist. Sprechen wir drum nicht weiter über diese Thorheit. Glaube was dir gelehrt wird; thue, was dir gesagt wird, und erdreiste dich nicht, unabhängig über Dinge zu denken, von denen du nicht mehr verstehst als der Esel, den du treibst. Gehe zurück auf deinen Platz und künftighin überlege es zweimal, ehe du zu deinen Vorgesetzten sprichst.“

„Ich meinte es nicht böse, ich wollte nur die Wahrheit über Gott hören,“ erwiderte Josua traurig, indem er auf seinen Platz zurückkehrte und unter seinen lichernden Kameraden sich wieder niederlegte.

Als Alle aus der Kirche gingen, hörte man Herrn Grand zu Herrn Freeman sagen: „Sie werden sehen, Freeman, der Junge nimmt noch ein schlechtes Ende. Es wird ein verdorbener Bursche werden, ein Freidenker und ein Demokrat. O, ich kenne diese Sorte von Menschen mit ihrem Geschwätz von Wahrheit und Recht. Wenn je ein Junge, so verdiente dieser heut reichlich die Peitsche dafür, daß er es gewagt, mich in meiner eigenen Kirche zur Rede zu stellen.“

Herr Freeman aber erwiderte sanft: „Ich glaube nicht, daß er Sie beleidigen wollte. Ich glaube vielmehr, daß es ihm wirklich Ernst war, obgleich er freilich nicht so hätte sprechen dürfen, wie er sprach.“

*) Es war dies der Spitzname, welchen wir dem Geistlichen gegeben hatten (grand [sprich gränd] heißt auf Deutsch: groß, großartig, erhaben). Den wahren Namen muß ich verschweigen, wie überhaupt den einer jeden Person, die in dieser Geschichte eine Rolle spielt. Obige Scene wurde mir von Josua's Mutter erzählt, die sie, sobald sie nach Hause kam, niederschrieb.

**) Freeman (sprich frimann), auf Deutsch: Freimann.

„Ernst oder nicht,“ sagte Herr Grand, „er muß Mores gelehrt werden.“

Und so kam es, daß Josua von dem Geistlichen nicht mehr gerne gesehen wurde, und daß dieser von jetzt an sein Feind war.

Ueber dies Alles wurde damals lebhaft gesprochen; Viele in Trevalga erinnern sich noch heute des Vorgangs, wovon man sich leicht überzeugen kann; Alles, was Josua hintennach anfertete, war: „Ich dachte nur an das, was Recht ist in den Augen Gottes, niemals aber an Menschen.“ Er wiederholte jedoch den Versuch nicht mehr, an seine Vorgesetzten und die, welche gesellschaftlich über ihm standen, unbequeme Fragen zu richten; man bemerkte aber, daß er seitdem immer nachdenklicher wurde und mehr von höheren Grundsätzen geleitet ward als andere Knaben seines Alters. Obgleich er stets zärtlich gegen seine Eltern und respektvoll gegen den Geistlichen und Schullehrer und die Leute der höheren Klasse war, so ließ er sich doch in seiner Handlungsweise weniger denn je durch das, was ich praktische Klugheit nennen will, leiten und trat mehr denn je für die ungemischte, unverfälschte Wahrheit in die Schranken, und für das „Leben, wie Christus es gelebt.“ Mit ihm auszukommen, war nicht schwer,

wie seine Mutter uns sagte, im Gegentheil, Niemand sah ihn je ungeduldig oder in Zorn, und durch sein ruhiges, um mich so auszudrücken: würdiges Wesen, zwang er seine Eltern, stets auf sich Acht zu geben; selbst die Nachbarn schämten sich, ungehörig zu reden in Gegenwart eines Jungen, dessen einziges Bestreben es war, „zu leben wie Christus gelebt.“

„Mutter,“ sagte er einstmals, als er mit Frau Davidsohn an der Thüre ihrer Hütte stand, „ich habe vor, wenn ich älter werde, will ich wie unser Herr und Erlöser leben, als er auf der Erde wandelte. Obgleich er im Himmel Gott ist, war er auf der Erde doch nur Mensch, und was er that, können wir mit seiner und des heiligen Geistes Hülfe auch thun.“

„Er ist unser Vorbild,“ sagte seine Mutter ehrfurchtsvoll, „aber ich fürchte, deine übergroße Kühnheit wird dich zu Fall bringen.“

„Wenn es zu kühn ist, Jesus nachahmen zu wollen, dann war sein Leben eine Täuschung, ein Betrug, und er ist ganz und gar nicht unser Vorbild,“ sagte Josua. „Und das sind doch Teufels-Reden, wie uns gelehrt wird.“

Fortsetzung folgt.

Bum Andenken an Georg Büchner^{*)}, den Verfasser von Danton's Tod.

(Zürich, im Februar 1841.)

Die Guten sterben jung,
Und deren Herzen trocken, wie der Staub
Des Sommers, brennen bis zum letzten Stumpf.

I.

So hat ein Purpur wieder fallen müssen!
Hast eine Krone wiederum geraubt!
Du schonst die Schlangen zwischen Deinen Füßen
Und trittst den jungen Adlern auf das Haupt!
Du läßt die Sterne von dem Himmel sinken
Und Flittergold an Deinem Mantel blinken!
Sprich, Schicksal, sprich, was hast du diesen Tempel
So früh in Schutt und Asche hingelegt?
So rein und frisch war dieser Münze Stempel —
Was hast Du heute sie schon umgeprägt?
O theurer, als im goldenen Pokale
Einst jene Perle der Kleopatra,
Lag eine Perle in dem Haupte da;
Der Mörder Tod schlichlich nächtlich sich ins Haus,
Der rohe Knecht zerbrach die zarte Schale
Und goß den hellen Geist als Opfer aus. —

Mein Büchner todt! Ihr habt mein Herz begraben!
Mein Büchner todt! Als seine Hand schon offen,
Und als ein Volk schon harrete der Gaben,
Da wird der Fürst von jähem Schlag getroffen;
Der Jugend fehlt ein Führer in die Schlacht;
Um einen Frühling ist die Welt gebracht;
Die Glocke, die im Sturm so rein geklungen,
Ist, da sie Frieden läuten wollt, zersprungen.

Wer weint mit mir? — Nein, Ihr begreift es nicht,
Wie zehnfach stets das Herz des Dichters bricht,
Wie blutend, gleich der Sonne, nur sich reißt
Von dieser Erde — stets ein Dichtergeist,
Wie immer, wo er von dem Leib sich löste,
Sein eigner Schmerz beim Scheiden war der größte.

Ein Scepter kann man ruhig fallen sehn,
Wenn einmal nur mit ihm die Hand gespielt;
Von einem Weibe kann man lächelnd gehn,
Wenn man's nur einmal in den Armen hielt;
Der Todesstunde Qual sind jene Schemen,

Die wir mit uns in unsre Grube nehmen,
Die Geister, die am Sterbepette stehn,
Und uns um Leben und Gestaltung flehn,
Die schon die junge Morgenröthe wittern
Und ihrem Werden bang entgegen zittern,
Des Dichters Qual, die ungeborne Welt,
Der Keim, der mit der reifen Garbe fällt.

Ich will euch an ein Dichterlager bringen.
Seht mit dem Tod ihn um die Zukunft ringen,
Seht seines Auges letzten Fieberstrahl,
Seht, wie es trunken in die Leere schaut
Und drein noch sterbend Paradiese baut!
Die Hand zuckt nach der Stirne noch einmal,
Das Herz pocht wilder an die schwachen Rippen,
Das Zauberwort schwebt auf den blassen Lippen —
Noch ein Geseinnuß möcht' er uns entdecken,
Den letzten größten Traum ins Dasein wecken. —
O Herr des Himmels, sei ihm jetzt nicht taub!
Noch eine Stunde gönn' ihm, o Geschick!
Berlösche' uns nicht des Propheten Blick!
Umsonst — es bricht die müde Brust in Staub,
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstütze!
Auf's stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze!
Und die so reich vor seinem Geiste stand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüthe treiben,
Und seine Träume müssen Träume bleiben;
Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.

Du flammst nun wieder nach durchbrochener
Schranke

In Gottes Haupt ein leuchtender Gedanke;
Am kalten Herde sitzen wir allein,
Und weinen in die Asche still hinein.
O, mein Jahrhundert, sammle sie geschwind, —
Er war ein Held, und mehr: Er war Dein Kind!
An Deiner Brust hast Du ihn aufgefängt,

Dein Banner einzig hat er ja geschwenkt!
Vor Dir allein hat er seine Knie gebeugt,
Vor Dir, vor Dir allein sein Schwert gefenkt;
Für Dich und mit Dir hat er kühn gestritten,
Für Dich und mit Dir hat er treu gelitten;
Um Deinetwillen stieß sein Vaterland
Ihn aus, gleich wie der Mutterborn die Welle,
Daß sie am fremden, freudenlosen Strand
Mit allen Himmeln in der Brust zerfalle.
An fremdem, freudenlosem Strande, ja!
Denn wessen Herz stand hier dem seinen nah?
Wo scheu der Mensch den Fuß vom Boden hebt,
Und Fels und Stein allein nach oben strebt?
Wo doppelt, doppelt schön der Aether blaut
Und doppelt tief der Mensch zur Erde schaut,
Wo stolze Adler ihre Heimath haben,
Und wo am Ruder sitzen doch die Raben.
Der Alpen Kind, wie ist Dein Ruf verhallt!
Einst groß, wie sie, und jetzt, wie sie, nur kalt!

II.

Gleich Rosenhauch auf einer Jungfrau Wangen
Sah' ich den Abend im Gebirge prangen,
Im zarten Dufte glühen sie vor mir,
Die Gletscher, denen treu die Sonne hier
Ihr erstes und ihr letztes Lächeln zeigt,
Und aus den Flammen wie ein Phönix steigt
Der Mond mit silberstrahlendem Gesieder,
In jede Woge taucht sein Bildniß nieder,
Ob stumm sie ruht, ob leuchtend sie sich bricht,
Sie wird verklärt und er vergißt sie nicht;
So mag der Geist der Welt in unser Denken
In jede Blüthe, jede Brust sich senken.
Dem Mond streng still mit schmeichelnder Geberde
Goldwölkchen auf die Bahn des Abends Wehn
Gleich Blumen, doch nicht Blumen dieser Erde,

Geboren den 17. October 1813 bei Darmstadt, gestorben am 19. Februar 1837 zu Zürich. — Die Biographie dieses Dramatikers der Revolution wird in einer der nächsten Nummern folgen.

Die welken müssen, ehe sie vergehn;
Dort in den Nachen wirft mit kalter Hand
Sein letztes Gold das herblich gelbe Land,
Und meine Seele sieht in süßer Ruh
Der Perlen Träufeln von den Rudern zu, —
Wie sie von Ringen hin zu Ringen tönen,
Ein fließendes Symbol der Ewigkeit,
Und endlich sich, von jeder Form befreit,
Gestaltlos mit dem Element versöhnen.
O Geist, der über diesen Wassern lebt,
Der hier aus diesen kühlen Gründen thaut,
Der aus der Tiefe Himmel wiederblaut,
Du Geist des Friedens, der mich jetzt umschwebt,

Der sich den Aether maßlos läßt entfalten,
Der Erde stillen Drang zum Denz gestalten —
So liebend heut die Luft des Vogels Schwingen,
Der Harfe Ton, um drin sich auszuklingen —
Was hast Du uns um diesen Stern betrogen,
Und, eh' es tagen wollte, uns entzogen
Den Genius, der Dir so rein verwandt,
Sich in Dein All, wie Hauch in Hauch empfand,
D'rein wie in einer Blume Kelch sich senkte,
Und d'raus ein Herz, so gottesdurstig, tränkte?
Du hast ein Auge der Natur genommen,
Das ihr in ihre tiefste Seele sah,
Um einen Vetter bist Du selbst gekommen —

Um einen Vetter? Ei, so staunet, ja!
Um keinen Vetter, ruhig, sicher, still, —
Die Flamme hebt, wenn sie nach oben will!
Um keinen Vetter — nein, um keinen Wurm —
Es tobt das Meer und lobt den Herrn im Sturm!
Der Blumen schönste brauchet einen Dorn,
Ein edles Herz zu Schutz und Trutz den Horn;
Manch heiß Gebet hält sich in einen Fluch,
Wie unsre Hoffnung in das Leichentuch.

III.

Was er geschaffen, ist ein Edelstein,
D'rin blißen Strahlen für die Ewigkeit;



Georg Büchner. (Original-Zeichnung nach dem einzigen im Besitz der Familie befindlichen Portrait.)

Doch hält' er uns ein Leitstern sollen sein
In dieser halben irrgeword'nen Zeit,
In dieser Zeit, so wetterschwül und bang,
Die noch im Ohr der Kindheit Glockenklang,
Und mit der Hand schon nach dem Schwerte zittert,
Zur Hälfte todt, zur Hälfte neugeboren,
Gleich einer Pflanze, die den Frühling wittert
Und ihre alten Blätter nicht verloren.
Er hätte — aber gönnt ihm seine Ruh!
Die Augen fielen einem Mädchen zu;
Doch hat er, funkelnd in Begeisterung,
Vom Himmelblicke trunken, sie geschlossen.

Der Dichtung Quelle hat sich voll und jung
Noch in den stillen Ocean ergossen.
Und eine Braut nahm ihn der andern ab;
Vor der verhaucht er friedlich sanft sein Leben,
Die Freiheit trug den Jünger in das Grab,
Und legt sich bis zum jüngsten Tag daneben.
Auch nicht allein ist er dahingegangen,
Zwei Pfeiler unsrer Kirche stürzten ein;
Erst als den freisten Mann die Gruft empfangen,
Senkt man auch Büchner in den Todtenschrein.
Büchner und Börne, — Deutsche Dioskuren,
Weh', daß der Lorber nicht auf deutschen Fluren

Sich solch geweihte Häupter wachsen darf!
Der Wind im Norden weht noch rauh und scharf,
Der Lorber will im Treibhaus nur gedeihen,
Ein freier Mann holt sich ihn aus dem Freien!

O bleibe, Freund, bei Deinem Danton liegen!
's ist besser, als mit unsern Ablern fliegen. —
Der Frühling kommt, da will ich Blumen brechen
Auf Deinem Grab und zu den Deutschen sprechen:
„Kein Held noch, noch kein Bisla oder
Tell?“

Und Eure Trommel noch das alte Fell?“

Georg Herwegh.

Der Kampf ums Dasein.

Die Worte unserer Ueberschrift gehören zu den Schlag- und Lieblingsworten unserer Zeit. Seit Darwin sie zuerst gebrauchte, haben sie sich mit Windeseile über die ganze Welt verbreitet. Leider hat mit dieser Schnelligkeit die Kenntniß der Sache, die sie bezeichnen sollen, nicht Schritt halten können. Die wenigsten von Denen, die von einem „Kampf ums Dasein“ hören, haben eine klare Vorstellung dabei. Es ist dies ganz natürlich und kommt auch auf andern Gebieten vor, aber es ist in diesem Falle doppelt bedauerlich, da es sich um eine wichtige Erkenntniß han-

delt. Soweit uns bekannt ist, hat auch die Schule, die für die Unterrichtsmethode den größten Vortheil daraus ziehen könnte, die Lehre vom „Kampf ums Dasein“ vollständig unbeachtet gelassen.

Wir hoffen daher, Manchem einen Gefallen zu erweisen, wenn wir versuchen, eine Skizze zu zeichnen von dem großen Kampfbilde, das Darwin vor der Welt entrollt hat.

Der Ausdruck „Kampf ums Dasein“ ist eine Uebersetzung des englischen „Struggle for life“. Er ist, wie sich beinahe von selbst versteht, zu wenig umfassend für die Sache. Darwin, sein



Verlassen — in der Fremde. (Siehe Seite 8.)

Urheber, sagt dies selbst. Er will ihn im weitesten Sinne genommen wissen, so etwa, daß man den Begriff Kampf ausdehnt auf jede Thätigkeit, die zur Erhaltung des Einzelwesens (Ernährung und der Art (Fortpflanzung) beiträgt. Häckel, Darwins Vertreter in Deutschland, giebt folgende Umschreibung: Die Mitbewerbung um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse.

Das ist wohl an und für sich deutlicher. Dennoch wird sicher der Darwin'sche Ausdruck beibehalten bleiben. Er ist kurz und kräftig und in gewissem Sinne sogar poetisch, was Alles von Häckels Fassung nicht gilt.

Es ist ein durchgehendes Gesetz, daß alle Thiere und Pflanzen mehr Junge und Samen hervorbringen, als zur Erhaltung ihrer Art nothwendig wäre. Das weiß Jeder aus der Erfahrung. Ein einziges Sperlingspärchen hecht in seinem Leben eine ganze Schaar Junge aus, ohne daß darum die Zahl der Sperlinge an einem Ort zunehmen müßte. Eine Eiche liefert im günstigen Falle mehrere Jahrhunderte lang jährlich ein paar Tausend Samen, während eine Eichel genügt, sie zu ersetzen. Ebenso ist es bei allen Thieren und in meist noch höherem Grade bei den Pflanzen. Dabei ist jedoch die Zahl der erzeugten Keime eine äußerst verschiedene. Im Allgemeinen kann man sagen, daß, je höher das Geschöpf, desto geringer die Zahl seiner Jungen oder Samen; je tiefer es steht, desto größer. So ist die Vermehrung der

Pflanzen durchgehends stärker, als die der Thiere. Ein Orang-Utang hat jährlich ein Junges, ein Mäusepaar wirft 3—4mal im Jahre 6—8 Junge, ein Karpfen legt 300,000 Eier. Bei den Pflanzen vergleiche man den Samenreichtum einer Eiche mit den Millionen Samenstäubchen vieler Pflanze.

Trotz dieser ungeheuren Vermehrung sehen wir weder, daß die Zahl der lebenden Wesen im Ganzen, noch daß die der Einzelwesen einer Art erheblich zunimmt. Die meisten Keime werden also umsonst hervorgebracht. Was für Zahlen ergeben sich auch, wenn nur von Einem Thiere, Einer Pflanze die Zahl der möglichen Nachkommen wirklich zum Leben käme und die normale Lebensdauer erhalten bliebe. Schon Linné brachte im vorigen Jahrhundert heraus, daß die möglichen Nachkommen einer nur zwei Samenkörner tragenden Pflanze in 20 Jahren eine Million ausmachen würden. Nach Darwin müßte sich die Menschheit bei mittlerer Zahl von Geburten alle 25 Jahre verdoppeln, alle 100 Jahre also verschzehnfachen, wenn alle Geborenen aufwüchsen. Das sind aber noch sehr geringe Ergebnisse, denn keine Pflanze trägt nur zwei Samen und nur wenig Thiere vermehren sich langsamer als der Mensch. Dagegen zeitigen viele Thiere und Pflanzen Millionen von Keimen. Doch ist das allbekannt, man kann in Schullesebüchern Betrachtungen und Berechnungen über die „Vermehrung mancher Thiere und Pflanzen“ finden, nur sind, beiläufig gesagt, diese Betrachtungen in der Regel höchst mangelhaft oder sogar albern. Doch konnte dem nicht wohl anders sein. Wußte doch die ältere Wissenschaft den Thatfachen gegenüber nichts weiter zu thun, als festzustellen und sich zu wundern. Die neuere seit Darwins Auftreten entstandene Naturwissenschaft, deren Zweck nicht mehr die Herstellung eines möglichst vollständigen Catalogs des Vorhandenen ist, fragt sich dabei:

Was folgt aus dieser verschwenderischen Erzeugung von Keimen?

Da es auf der Hand liegt, daß die Erde für die Entwicklung all' der Milliarden nicht Nahrung, ja, nicht Raum genug hat, so können nur diejenigen Keime sich entwickeln, denen es fortgesetzt glückt, ihren Mitstreitenden Nahrung und Raum zu entziehen — das heißt, die Folge der überreichen Keimproduction ist der „Kampf ums Dasein“.

Durch ihn gehen so undenkbar viele Wesen zu Grunde, daß die Zahl der bestehenden dagegen gänzlich verschwindet. Jedes lebende Wesen ist gewissermaßen eine Ausnahme.

Betrachten wir nun die Sache näher.

Wie ganz natürlich, ist der Kampf der Pflanzen mehr defensiver (vertheidigender), der der Thiere in der Regel offensiver (angreifender) Art.

Wir sehen dies am besten, wenn wir Beide einmal in ihrem Kampfe begleiten.

Im Walde hat der Sturm, das Feuer oder der Mensch eine Lichtung gemacht. Es ist der erste Frühling nach dem Untergange der großen Bäume. Da wir erst im Anfange des Frühlings stehen, hat der Boden nur einen schwachen Anflug von Grün.

Wir stecken uns einen Platz von 3 Fuß Länge und 2 Fuß Breite ab. Er ist dicht mit keimenden Samen der Eiche, Buche, Föhre und anderer Waldbäume bedeckt. Ehe wir an ihre Betrachtung gehen, nehmen wir eine Handvoll Erde auf und sehen zu, was darin liegt. Da finden wir, daß sie eine große Zahl verfaulter Samenkörner enthält. Einem Theile davon sehen wir an, daß er schon auf dem Baum verklümmerte, an andern Körnerresten sehen wir, daß sie an der Erde liegend von Insecten angegriffen wurden, andere sind verfault. Dabei fällt uns ein, daß hier noch viele von den auf diesen Fleck gefallen Samenkörnern fehlen, die von Mäusen, Eichhörnchen, Wildschweinen zc. gefressen wurden. Wie viele sind vor dem Keimen zu Grunde gegangen! Nun zu den Keimlingen. Wir finden auf dem kleinen Fleck nahe an 400 davon. Arme Pflänzchen, der Raum reicht nicht für einen Baum! Von diesen vierhundert, die eben aufgekeimt, sind über dreihundert schon von Raupen, Käfern oder Schnecken derart angegriffen, daß man ihnen ein baldiges Ende voraussagen kann. Stellen wir uns nun einmal vor, was aus den übrigen hundert wird. Zuerst wachsen sie, ohne einander zu hindern, friedlich fort. Eine Reihe von

ihnen ist den Insecten und Schnecken, eine Reihe schon den Hasen und Rehen zum Opfer gefallen, ehe die übrigen so weit sind, daß ihre Feinde aus dem Thierreich an Gefährlichkeit für sie verlieren. Es schadet ihnen nicht viel mehr, wenn ein Reh ein paar Zweige abknuspert oder die Raupen ein paar Blätter verzehren, und die holzfressenden Insecten kommen erst später, wenn der Stamm dick genug ist, um sie vor dem Spechtschnabel zu schützen. Dafür aber beginnt der Kampf mit den Genossen. Alle wollen empor — nach oben und zugleich seitwärts sich ausbreiten, aber der Raum ist zu klein. Da entscheidet dann das Recht des Stärkeren. Diejenige Pflanze, deren Same am ungestörtesten reif geworden, die der Feuchtigkeit, dem Froste am besten hat widerstehen können, die die sonnigste Stelle gehabt, die am meisten von Insecten und Schnecken zc. verschont geblieben ist, wird am schnellsten aufwachsen und ihre schwächeren Genossen überschatten. Ein, zwei Jahre versuchen Letztere dann vielleicht noch, neben und unter dem Starren auszuslugen, dann müssen sie den Kampf aufgeben. Damit ist aber der Glückliche noch nicht im Weiterwachsen gesichert. Er muß sich erst gegen die Weiterabstehenden schützen — durch Kampf mit ihnen. Ist er dann groß und trägt Samen, so sind neue Feinde gekommen, Holzkäfer und ihre Maden, der Sturm, der Frost. Unterliegt er einem davon, so muß er Jüngeren weichen, die meist sein Schicksal theilen werden.

Ähnliches können wir auf der Wiese verfolgen, wo nach jedem Mähen der Kampf von vorn anfängt; auf der Haide, im Sumpf u. s. w.

Es ist selbst da nicht anders, wo der Mensch als Beschützer auftritt. Gehe man einmal alle Feinde und Witterungszufälle, denen das Korn ausgesetzt ist, durch, — wach' eine Reihe — vom ersten Vogel, der dem Säemann folgt, bis zum letzten, der von der Tenne stiehlt!

Nehmen wir ein Beispiel aus dem Thierreich.

Am Weiher hat eine Ratte ihr Nest. Das Männchen hat der Fuchs gefangen, also muß das Weibchen die Jungen aufziehen. Es kommt ein Wiesel in den Bau und verzehrt sie bis auf eins, das schon flink genug war, zu entkommen. Die Alte sucht sich ein neues Männchen. Es gelingt ihr, den zweiten Wurf aufzubringen. Aber nachdem die Jungen sich hinausgewagt haben, sind von den 8 bald nur noch 2 übrig. Die andern fielen dem Fuchs, der Kaze, dem Bussard, der Eule oder dem Raben zur Beute. Sie waren schwach oder unvorsichtig gewesen. Zu all' diesen Feinden kommt dann noch Dürre, Kälte und Frost. Man sieht leicht, daß dabei nur die Stärksten, Gesündesten und Klügsten am Leben bleiben.

So kann man sich leicht eine Reihe von Thier- und Pflanzenleben ausführen. Etwas verwickelter wird die Sache, wenn man eine Gruppe von Thieren und Pflanzen zu betrachten sucht, die in ihrem Kampfe in Wechselwirkung treten. Darwin führt zwei lehrreiche Beispiele an.

Der Klee, bekanntlich eine der wichtigsten Futterpflanzen, kann sich ohne Hülfe der Hummeln nicht befruchten, denn außer diesem Insect kann kein anderes zum Honig der Kleeblüthe gelangen und bei der Gelegenheit den Blütenstaub auf die Narbe bringen.

Die Hummel hat ihren Hauptfeind in der Feldmaus, die ihrem Honig nachstellt. Die Beziehung der Kazen und Mäuse ist bekannt. Man hätte hier also den Einfluß der Kaze auf die Fruchtbarkeit des Klees. Huxley und E. Vogt führen dies Beispiel noch weiter aus. Ersterer bringt die lagenfreundlichen alten Jungfern hinein, letzterer die hohe Cultur der Engländer, deren Gehirn besser als das jeder anderen Nation durch das Fleisch kleeessender Rinder genährt wird.

Ein anderes Beispiel liefert Südamerika. In Paraguay sind nämlich bisher die Pferde, Rinder und Hunde nicht verwildert, trotzdem es von wilden Thieren der genannten Arten in den angrenzenden Ländern wimmelt. Die Naturforscher Azara und Mengger geben uns Aufschluß über diese Erscheinung. Nach ihnen lebt in Paraguay eine Fliege, die ihre Eier in den Nabelstrang neugeborener größerer Säugethiere legt. Die ankriechenden Maden verursachen dann eine Eiterung, an der das Thier stirbt. Setze man nun den Fall, es würde ein Vogel oder ein

Insect eingeführt, das dieser schädlichen Fliege erfolgreich nachstellte. Sofort würden die genannten Säugethiere verwildern und eine große Veränderung in der ganzen Thier- und Pflanzenwelt des Landes hervorrufen.

Sucht man in der Heimath nach Beispielen zu solcher Wechselwirkung, so wird man oft überrascht werden durch die große Wichtigkeit, die einander scheinbar gleichgiltige Wesen für einander haben. So sind die kleineren Raubthiere und Raubvögel den Feldpflanzen günstig durch Vertilgung der Mäuse, Hamster und Ratten, den Garten- und Waldpflanzen schädlich durch Vertilgung der Singvögel. — Man kann sich leicht vorstellen, daß auf diesem Gebiete noch viele Räthsel für uns zu lösen sind, denn die Mannigfaltigkeit der Beziehungen ist eine unendliche.

Für jedes Einzelwesen kann man drei Gruppen von Feinden unterscheiden. Einflüsse der leblosen Natur (Boden, Witterung, Licht), die gleichartigen Wesen und die ungleichartigen. Diese Gruppen sind natürlich auf's Bunteste gemischt und stehen für ein Individuum nicht zu allen Zeiten des Jahres oder seines Lebens in gleichem Verhältnisse. So ist für die Pflanze im Frühling der Kampf mit der Witterung überwiegend, im Winter für viele Thiere. Im Allgemeinen steigt nach den Polen zu der Einfluß der leblosen Natur. Je niedriger ein Wesen steht, desto weniger zahlreich, aber desto verderblicher sind die Einflüsse, je höher, desto zahlreicher sind seine Feinde, aber desto weniger verderblich. Hiermit steht die Vermehrung in engem Zusammenhang, die, wie schon bemerkt, bei den niederen Geschöpfen am stärksten ist.

Betrachten wir nun die Folgen des Kampfes. Nehmen wir uns wieder ein Beispiel aus unsrer Umgebung.

Durch irgend einen Zufall ist ein bisher mit genügender Feuchtigkeit ausgestatteter Landstrich trocken geworden. Die auf ihm wachsenden Pflanzen müssen entweder untergehen oder die Trockenheit ertragen lernen. Dazu werden nicht alle gleich befähigt sein. Diejenigen, welche behaart sind, können es besser als die kahlen, denn sie können mit einer größeren Oberfläche die Feuchtigkeit aus der Luft saugen. Es werden also die behaarten Pflanzen bald ein Uebergewicht erlangen. Unter diesen giebt es, selbst innerhalb einer Art, sehr verschiedene Grade von Behaarung. Es werden aber stets die dichtest behaarten Individuen sich am üppigsten entwickeln und am meisten Samen hervorbringen. Sie vererben ihre Eigenschaft auf ihre Nachkommen, und zwar wieder in verschiedenem Grade. Da nun immer die schwächer mit Haaren ausgestatteten den stärker Behaarten nachstehen werden, so ist leicht einzusehen, daß im Laufe der Zeit die Behaarung sämmtlicher Pflanzen, folglich auch ihre Fähigkeit, an dem trocknen Orte zu leben, zunimmt. Aehnlich geht es in anderen Fällen. Immer giebt bei den Pflanzen der Grad der passiven Widerstandsfähigkeit den Ausschlag.

Bei den Thieren wird die Sache bedeutend mannichfacher.

Stellen wir uns vor, auf einer Insel hätten Seeleute ein Kaninchenpaar ausgesetzt. Sonst seien auf der Insel keine Säugethiere, auch die Raubvögel fehlten. Da werden sich die Kaninchen reizend vermehren und, da sie ja keine Verfolgung erleiden und Nahrung im Ueberflusse haben, werden sie träger, unvorsichtiger und dummer, als bei uns die wilden Kaninchen sind, welche vor aller Welt auf ihrer Hut sein müssen.

Stellen wir uns nun weiter vor, es würde, wenn die Kaninchen schon die ganze Insel bedecken, ein Katzenpaar darauf ausgesetzt. Dessen Hauptnahrung werden die Kaninchen sein, von denen die Trägsten und Dümmssten zuerst gefressen werden. Nun vermehren sich die Katzen, und zwar sehr stark, da die Jungen ohne Gefahr aufwachsen können. Mit jedem Wurf wird die Gefahr für die Kaninchen größer. Die Dümmssten sind schon längst „alle“, und der Rest ist weit flinker und vorsichtiger geworden und erzieht seine Jungen in Furcht vor der Katze. Das wird sich mit jeder Generation steigern, da bei der Vermehrung der Katzen die Gefahr stetig wächst. Nicht lange dauert es, und das Kaninchen der Insel ist so flink, vorsichtig und scharfsichtig geworden wie unser wildes.

Bis dahin haben sich im Kampfe nur die Kaninchen geändert. Nun kommt auch die Reihe an die Katzen. So lange es reichlich Futter und wenig Miträuber gab, brauchte sich die Katze nicht übermäßig anzustrengen, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben, sie konnte den ganzen Tag in der Sonne liegen und wurde doch satt. Nun kommen Concurrenten, und das Futter wird knapp und vorsichtig. Immer saurer wird es den Katzen; den schwachen und kranken wird es bald gar nicht mehr recht gelingen, sich gehörig zu nähren. Wie viel flinker sind sie schon alle als anfangs. Nun geht der Kampf erst recht los. Auf beiden Seiten gleichviel Vorsicht, Schnelle und Sinnesschärfe. Da giebt die geringste körperliche oder geistige Mehrbegabung den Ausschlag. In wenig Generationen giebt's schon kein dummes Kaninchen, keine träge Katze mehr.

Soweit kommt nur die Schärfe der Sinne und die Schnelligkeit in Betracht. Beides konnte sich das Einzelwesen erwerben. Nun kommt etwas Andres hinzu, das von äußerster Wichtigkeit wird.

Die ausgesetzten Kaninchen waren bunt, wie es die Hauskaninchen meistens sind. Dasselbe können wir von den Katzen annehmen.

Die Jungen beider waren verschieden, bald hell, bald dunkel, bald bunt, bald einfach gefärbt.

Da stellt sich denn heraus, daß die Farbe von Bedeutung ist.

Ein helles Kaninchen kann weit leichter beschlichen werden, eine dunkle Katze weit leichter beschleichen. Von beiden sind die dunklen die am meisten Begünstigten.

Da werden denn die hellen Kaninchen bald verschwinden, da sie immer am ersten gefangen werden. Gerade so gehen die hellen Katzen unter, weil die Kaninchen sich vor ihnen hüten können, und sie darum zu oft Hunger leiden müssen. Zuletzt werden Kaninchen und Katzen ganz der Umgebung angepaßt sein, wie wir das überall bei verfolgten und verfolgenden Thieren sehen. Große und Kleine, alle haben sich dem fügen müssen. Da treffen wir denn oft eine große Aehnlichkeit zwischen dem Verfolger und Verfolgten. Vergleiche den Löwen mit der Gazelle, den Bären mit dem Urochs, den Wolf mit dem Hasen n. s. w. Das Eine verbirgt sich mit Hilfe seiner Farbe, das Andere schleicht sich geschützt durch dieselbe leichter zu seiner Beute heran oder verbirgt sich besser, wie unsre eichenrindengraue Wildkatze, deren Fell noch überdies schwarze Streifen als Nachahmung der Rindensfurchen trägt.

Diese Beispiele werden hoffentlich genügen, einen Begriff von den Folgen des Kampfes zu geben. Sehr gern würden wir noch eine Reihe von Beispielen vorführen, müssen uns jedoch bescheiden, da wir ja keine lange Abhandlung über unser Thema schreiben wollten. Auch den Menschen haben wir nicht hereingezogen. Das geschah jedoch nicht etwa, weil auf ihn die Lehre vom Kampf keine Anwendung hätte, sondern weil wir uns die Betrachtung seines Ringens für ein andermal aufbewahren möchten.

Fassen wir nun kurz die Folgen des Kampfes uns Dasein zusammen, so haben wir

- 1) die Erhaltung aller ererbten günstigen Eigenschaften;
- 2) deren Weiterentwicklung, wo es möglich und nöthig;
- 3) bei Veränderung der äußern Verhältnisse die Erwerbung der geeignetsten Mittel, bestehen zu können.

Stellen wir uns vor, es gäbe in der ganzen Natur plötzlich keinen Kampf uns Dasein mehr, so würde in Bälde die ganze lebende Welt zurückschreiten.

Zum Schluß möchten wir allen Volksschullehrern ans Herz legen, die neuere Naturforschung etwas eingehender zu studiren. Es wird ihnen daraus nicht allein ein hoher Genuß erwachsen, sondern sie werden auch dazu gelangen, eine Methode für den Naturgeschichtsunterricht zu schaffen, die gleich bildend für sie wie für die Kinder ist.

Die „Diener der Religion“ (wie sie sich heuchlerisch selbst nennen) oder Pfaffen (wie das Volk sie bezeichnet) haben auch gegen diese neuere Art der Naturbetrachtung gewettert.

„..... Da zerrinnt vor dem wunderbaren Blick der Rebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.“

Die Herren „Seelforger“ meinen, mit der Erkenntniß der Naturgesetze ginge alles „reine Genießen der Naturanschauung“ zu Grunde. Hierauf kann man den frommen Herren einfach erwidern: Habt ihr euch je im Geringsten die Genüsse des Lebens stören lassen durch das doch satzhaft bekannte Glend der unteren Volksschichten? Hat euch das eure „reinen Genüsse“ je gestört? Ebenso wenig, wie dieses der Fall ist, ebenso wenig wird sich die „Menschheit“ durch das Bewußtsein des Kampfes ihre Freude am Dasein verkümmern lassen. Wäre dem nicht so, was für ein Griesgram müßte unser Naturforscher sein! Erfahrung lehrt das Gegentheil. Man wird ihn im Verkehr mit der Natur nicht anders als die übrigen Menschen finden. Er schneidet sich einen Stab aus dem Busch, ohne an die Blüthen und Früchte, die er

damit vernichtet, zu denken; er pflückt sich Beeren und Nüsse und macht sich keine Gedanken dabei, daß sie eigentlich Kräuter oder Sträucher werden sollten; ohne Skrupel fängt und pflückt er, was er sammeln will; lauscht der Nachtigall, ohne daß ihm dabei die hunderttausend Insekten einfallen, die sie schon verschlungen hat; und daß sie selber wahrscheinlich einem Habicht zur Beute fallen wird, stört ihn nicht weiter. Die Ruhe, der Friede in der Natur, trotzdem sie ihm nur scheinbar sind, rufen in ihm dieselben Gefühle wach, wie in Einem, der sie unbefangenen genießt. Es wird die Natur nicht anders dadurch, daß wir wissen, wie es in ihr hergeht, aber uns selbst wird sie nur durch eifriges Forschen zum wahren Verständniß gebracht. X.

Aus der alten und der neuen Welt.

Einiges aus Lassalle's Leben.*) Lassalle ist durch die Verleumdungen der liberalen Presse vielfach in den Ruf gekommen, ein leichtlebiger galanter Mann, beinahe ein Roué gewesen zu sein. Ich kenne sein Privatleben als Jüngling nicht, weiß aber, daß niemals Jemand unverschämter verleumdet worden ist als Lassalle, wenn derartige Behauptungen auch in Bezug auf sein späteres Leben aufgestellt worden sind. Abgesehen von der nie veräußerten Sommerreise nach der Schweiz, die in der Regel vier Monate in Anspruch nahm, lebte Lassalle in Berlin mit einer Regelmäßigkeit, deren kaum ein Anderer fähig gewesen wäre. Er war früh 8 Uhr meist schwer durch den Diener aus dem Bett zu bringen und nur eingegangene Briefe hatten die Nacht, das Aufstehen, und zwar sehr energisch, zu beschleunigen. Sodann wurde nach einfachem Morgenimbiss fleißig bis Nachmittag gegen 2 Uhr gearbeitet; während dieser Zeit kamen nur wenig Besuche. Lassalle war überhaupt in Berlin sehr isolirt und stand, abgesehen von dem Parteilieben, mit höchstens sechs Personen in einigermaßen regelmäßiger Verbindung. Er ging fast niemals Jemand besuchen, und es ist meines Wissens nie vorgekommen, daß er in Gesellschaft geladen worden wäre, oder ein Wirthshaus besucht hätte, außer in den Fällen, wo er durch Versammlungen dazu genöthigt war. Nachmittags nach 2 Uhr ging Lassalle, auch bei ungünstigem Wetter, spazieren, selten allein, in der Regel mit der Gräfin Haspelt, welche, wenn nicht besondere Hindernisse vorlagen, bei ihm zu Mittag speiste. Auf die Mittagmahlzeit, die gegen 5 Uhr eingenommen wurde, hielt Lassalle sehr viel, und erklärt es sich daraus zum Theil, daß er einen großen Respekt vor seiner Köchin hatte. Er nannte sie mit Vorliebe die „historische Köchin“, weil er von ihr in seiner Bertheidigungsschrift „Die indirekten Steuern“ insofern spricht, als er mittheilt, auch seine Köchin trage, wenn sie Sonntags ausgehe, ein seidenes Kleid. Von den Schnurren, die sich zwischen Lassalle und dieser Köchin zugetragen, erzähle ich vielleicht später einige recht ergötzliche, die zugleich einen Einblick in Lassalle's Charakter gewähren. Bei Tisch wurde sehr mächtig Rheinwein getrunken, zur Nacht, gegen 10 Uhr, gab es regelmäßig Thee mit Fleisch. Nach dem Mittagessen schlief Lassalle öfters eine Stunde; er zog sich zu dem Zweck, wenn nur die Gräfin und nahe Bekannte mit zu Tisch gewesen waren, nicht zurück; die Gäste unterhielten sich indeß leise oder lasen, während der Kaffee genommen wurde. Die Gräfin blieb in der Regel bis zum Nachtessen, Lassalle arbeitete während dieser Zeit und unterhielt sich beiläufig. Nach dem Nachtessen entfernte sich die Gräfin und er arbeitete dann noch oft bis spät in die Nacht hinein. Ich will hierbei nicht unterlassen, das Verhältnis zu der Gräfin, welches zu soviel übler Nachrede geführt hat, mit einigen Worten zu berühren, indem ich mir vorbehalte, die Beziehungen dieser beiden merkwürdigen Charaktere später eingehender zu behandeln. Zu der Zeit, von welcher ich rede, war Lassalle ein hoher Dreißiger, die Gräfin eine Fünfzigerin, das Verhältnis Beider zu einander war durchaus ein diesen Jahren angemessenes. Die Gräfin bemutterte Lassalle, sie kümmerte sich um seine Geld- und Familienangelegenheiten, sie versuchte, Ordnung auf seinem Schreibtisch herzustellen zc., sie war mit einem Wort seine ältere Freundin, die ihn in ihren Briefen nie anders als „Liebes Kind!“ anredete. — Die Vorliebe für ein aristokratisches Mittagessen, welche mit der sonstigen Einfachheit seiner Lebensgewohnheiten im Gegensatz stand, veranlaßte Lassalle, zuweilen Gastmähler in größerem Stile zu geben, bei denen dann etliche zwanzig Personen anwesend waren. Bei solchen Gelegenheiten strahlte Johanna, so hieß die „historische Köchin“, in ihrem ganzen Glanze, und Lassalle versäumte es nie, ihrer rühmend zu gedenken. Dann

wurden auch sehr feine Weine servirt und ich erinnere mich, wie Lassalle einst, indem er einen der Weine vorstellte, stolz darauf aufmerksam machte, man könne diese Sorte höchstens noch an der Tafel des Königs trinken.

Verlassen — in der Fremde! (Hierzu das Bild S. 5.) Da lauern sie im Gassenwinkel — zwei von Gott und aller Welt Verlassene! — Wie hat der arme Savoyardenjunge sie sich doch so ganz anders ausgemalt in seinen Zukunftssträumen die große, schöne, reiche Welt, als er herniederstieg aus dem von himmelanragenden Felsriesen eingeeengten Alpenthale seiner Heimat in die lachende, mit Wein, Obst und Korn schier überreich gesegnete Tiefebene!

Er kam, um das Glück zu suchen — das Glück, das man sich kaufen kann für das glänzende Geld, welches da unten in ungezählten Mengen von Hand zu Hand geht und so viele reiche und vornehme Leute schafft. Und er kam mit so bescheidenen Ansprüchen! Würde er sich doch schon reich dünken, wenn ihm seine munteren Verglieder und die drolligen Künste seines kleinen Compagnons, des erstaunenswerthen beweglichen Tom, neben den paar Centimes,* deren sie beide zum täglichen Lebensunterhalt bedürfen, noch einen oder zwei Sous täglich Ueberfluß — Nothpfeilige für das Glend des blutarmen Daheim — einbringen wollten.

Aber die herzlosen reichen Leute gönnen dem armen Duden kaum einen flüchtigen Blick und die armen Leute, welche einem noch Vermern gern ein Scherflein des Mitleids zukommen lassen würden, staniren nicht in den Straßen. Auf fremder Menschen Hilfe ist schlecht harren — auch für den Bedürftigsten, den am meisten Bemitleidenswerthen! Und Gott — auf den alle Unglücklichen und Verlassenen in Noth und Fährlichkeit bauen sollen — wie der geistliche Herr den glaubensstarken Alpenkinder so zuversichtlich von Kanzel und Altar herab gepredigt hat — Gott, der Allerbarmere! — Manch' innig heißes Gebet um das tägliche Brot hat der Knabe zu den freundlich blinkenden Sternen in bitteralter Nacht emporgeschickt, aber sein Flehen war umsonst, wie aller Armen Gebet!

Nun ist sein Blick nicht mehr vertrauensvoll gen Himmel, sondern trüb und trostlos zur Erde gerichtet. Und der Trübsinn hat sich sogar seines einzigen Freundes, des sonst unverwundlich lustigen Tom, bemächtigt. Wehmüthig schaut er zu seinem Führer empor — der Wundersack ist leer — wer wird uns helfen?

Helft Euch selbst, ihr Armen alle! — Und du, junger Verlassener, hoffe nie mehr auf die reichen Menschen, die nur für sich selber und Ihresgleichen sorgen; vertraue nicht auf einen allerrettenden Gott, der, wenn er auch mehr wäre als ein Wahngewölbe irregeleiteter Seelen, doch jeden Anspruch auf das kindliche Vertrauen der immerdar bedrückten und bedrängten Völkermassen verwirkt hätte durch die Erbarmungslosigkeit, mit der er sie durch viele Jahrtausende in Glend dahinschmachten, verkümmern und verbluten ließ.

Woher weißt du armer Junge aber, daß die Welt immer für mehr als zwei Drittel der Menschheit so trostlos gewesen, wie sie dir gegenwärtig erscheint, und daß es nur besser werden kann, wenn die Armen zusammenstehen, wie ein Mann, um das Joch der Reichen und Vornehmen abschütteln und mit einem Schlage Reichtum und Armuth zugleich treffen und tödten zu können? Wird die Noth dir diese Erkenntniß lehren? Wird du wenigstens die Zuerst gewinnenden, daß die Zukunft dem armen Volke Erlösung und Glück bringen kann, bringen muß?

Wir wollen wünschen, du Armer, daß du dereinst, wenigstens mit diesem Schrage ausgerüstet, mögest zurückkehren können in das heimische Dörfchen!

B. G.

*) In einer der nächsten Nummern erscheint das Portrait Lassalle's, gezeichnet nach der besten Originalphotographie. Die Redaktion.

*) 1 Centime = $\frac{1}{100}$ Reichspf., 1 Sou = 4 Reichspf.

Vorliegende Probenummer gilt gleichzeitig als Nr. 1, und werden diejenigen geehrten Empfänger, welche auf die „Neue Welt“ zu abonniren gedenken, freundlichst ersucht, diese Nummer aufzubewahren, da selbige nur auf besonderes Verlangen nachgeliefert wird, was Umstände und Kosten verursacht. Die Expedition.